

KIELER BERICHTE - NEUE FOLGE.

Beiträge aus dem Institut für Pädagogik
der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.
Herausgegeben von Wilhelm Brinkmann

KIELER BERICHTE - NEUE FOLGE, NR. 19

**Karl Helmer:
Göttliches Ich. Die Apotheose des Individuums
in der Renaissance.
Kiel 2011**



A. D. 1665

© Institut für Pädagogik der Universität zu Kiel
Olshausenstraße 75, D - 24118 Kiel

Das Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz
Namensnennung 4.0 International veröffentlicht.
Den Vertragstext finden Sie unter:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

„... dementem esse illum constat,
qui negaverit animam quae in artibus
et gubernatoribus est emula dei, esse divinam.“
(Marsilio Ficino)¹

Der Name Renaissance wendet den Blick auf jene Epoche der Kultur zwischen 1300 und 1600, die schon nicht mehr voll dem Mittelalter, doch auch noch nicht der Moderne zuzurechnen ist. Name und Begriff verweisen auf eine besondere Rückbindung kultureller Orientierungen an die griechische und römische Antike. Die Texte der Alten, die Dokumentation ihres Denkens und Empfindens in Skulpturen und Bauwerken galten als Maßstäbe eigenen Denkens, nicht so sehr in der puren Wiederholung, mehr in der Überhöhung des Überlieferten durch eigene Verfeinerung.

Bis in die Gegenwart findet man in Handbüchern und Lexika, Renaissance meine Wiedergeburt. Man weist dabei auf die französische Prägung des Wortes im 19. Jahrhundert und die Herkunft vom lateinischen *renasci*. Nun hat schon vor gut fünfzig Jahren der Sprachwissenschaftler Jost Trier nachgewiesen, dass der Sprachgebrauch von *renasci*, wie er bei den Autoren der Antike und der Renaissance zu finden ist, der Forstwirtschaft, genauer: der Niederwaldwirtschaft entnommen ist. *Renasci* bezeichnet das Wiederausschlagen abgeholtter Stämme. Das zunächst unansehnliche Wachsen der Schösslinge lässt Pflanzen entstehen, die aus der Wurzelkraft des geschlagenen Waldes einen neuen, weit schöneren, ökonomisch besseren Baumwuchs generieren.²

Renasci als Metapher, gewendet auf die Geisteskultur, verdeutlicht, dass es um ein neues Denken und Tun geht, das seine Kraft aus dem Alten zieht, aber das Alte an Stärke und Schönheit übertrifft. „Da entfernt der Gebieter und der Heerscharen Herr die Äste mit der Axt; was hoch aufragte, das wird gefällt, die hohen Bäume liegen am Boden. Niedergehauen mit dem Eisen wird das Dickicht des Waldes; der Libanon fällt mit seinen Zedern zusammen. [...] Doch wächst hervor ein Reis aus Jesses Stumpf, ein Zweig bricht aus seiner Wurzel hervor. Auf ihm lässt sich nieder der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis, (der Frömmigkeit)³ und Furcht des Herrn“ (Jes.10.33-11.2), so heißt es beim Propheten Jesaja. Alkuin, der geistige Kopf der Erneuerung unter Karl dem Großen, liefert dazu die Theorie: „Wenn viele wären wie Karl selbst, so entstünde im Frankenland ein neues Athen, ja, ein viel erhabeneres als jenes; denn, geadelt durch das Lehramt Christi, übertrifft es alle Weisheit der akademischen philosophischen Öbung, jenes erglänzte nur in den platonischen Disziplinen und instruierte durch die siebenfachen Künste, dieses ist noch darüber hinaus durch die siebenfache Fülle des Heiligen Geistes bereichert und überragt so alle Würde weltlicher Weisheit.“⁴ Parallel dazu heißt es in einer Dichtung der Zeit: „Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi. Ein erneuertes goldenes Rom wird der Welt erwachsen.“⁵ Aachen zugleich das neue Athen und das neue Rom!

Renaissanceforscher fanden und finden Renaissance-Typisches schon vor 1300. Die geistige Bewegung unter Karl dem Großen wurde lange Renaissance genannt, heute spricht man eher von *renovatio*, der geistigen und der imperialen Erneuerung des Römischen Reiches, gelenkt durch die Überzeugung, dass allein durch das Christentum eine Vollendung der Welt erreichbar sein könnte. Den Karlschen Sammlungen der römisch lateinischen Texte verdanken wir zu ganz wesentlichen Teilen die Überlieferung der römischen Literatur.

Die Inkarnationslehre Anselms von Canterbury aus der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ist Grund und Anlass einer erneuten Begeisterung für die antike Überlieferung. Mit der Menschwerdung des Gottessohnes wird die göttliche Natur nicht erniedrigt, so heißt es, sondern die menschliche Natur geadelt. Der Mensch muss nicht länger in Zerknirschung Buße tun, er ist erlöst und darf sich seines Lebens freuen. Diese Theologie hatte einen Umschlag in der Mentalität zur Folge, die allenthalben sichtbar ist.

*Ir houbet ist sô wünnenrich,
als ez min himel welle sîn.
Wem solde ez anders sîn gelîch?
Es hat och himmelischen schîn.⁶*
Ihr Haupt ist so voller Wonne,
als wollte es mein Himmel sein.
Wem anders sollt es gleichen,
hat es doch himmlischen Glanz.

So dichtet Walther von der Vogelweide um 1200. Und Reinmar vergleicht wenig früher die verehrte Dame mit dem höchsten Fest der Christenheit:

*Si ist min österlicher tac,
und hân si in minem herzen liep:
daz weiz er wöhl, dem ich niht geliegen mac.⁷*
Sie ist mein österlicher Tag,
Ich hab sie in meinem Herzen lieb,
das weiß er [Gott, K.H.] wohl, den ich nicht belügen kann.

Die Literatur besingt die Schönheit des irdischen Menschen, die Bildhauer wagen sich nach langen Jahrhunderten wieder an individuierte menschliche Bildnisse. Ja, es tut der hohen Würde keinen Abbruch, dass die Kaiserin Adelheid, die Gemahlin Ottos I., von der Chorwand des Meißener Doms herab lächelt.

Die Trümmer der Stadt Rom werden als Zeugnisse einer großen Zeit besungen. Die Alten waren großartig, hätten sie christlich sein dürfen, um wie viel bewundernswerter hätten ihre Dichtung, ihre Philosophie, ihre Statuen sein können. Eine christlich überhörende Pflege antiker Traditionen bestimmt das Selbstverständnis.

Beide Bewegungen, die unter Karl dem Großen und die in der Nachfolge Anselms, sind vom Geist der Erneuerung des Alten und dem Bewusstsein getragen, dass man besser sein könne und müsse, weil der christliche Glaube alle Weisheit der Heiden übertreffe.

Jacob Burckhardt, der Altmeister der Renaissanceforschung, formuliert um 1860 so: „Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewusstseins – nach der

Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst – wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. [...] In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine *objektive* Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das *Subjektive*; der Mensch wird geistiges *Individuum* und er kennt sich als solches.“⁸ Die Vorstellungen Burckhardts prägen bis heute das Bild der Geschichte der Individualisierung. Seine euphorisch beschwörende Schreibweise ließ in der Rezeption seiner Arbeiten Hinweise auf Vorbildungen im Mittelalter und Parallelen in der Antike übersehen, so dass gemeinhin noch immer gilt, das moderne Individuum sei in der Renaissance zwischen 1300 und 1600 entstanden.

Die Forschung hat dieses Bild revidiert⁹ und mit sicheren Belegen festgehalten, dass der Gedanke der Besonderung des Individuums bis in die alten Kulturen des Orients zurückreicht. In der Tradition des lateinischen Christentums erfährt die menschliche Person als Bild des einen Gottes Anerkennung, und mit der Theologie der Inkarnation wird die Natur des Menschen geadelt. Im Universalienstreit des ausgehenden



Abb. 1: Kaiserin Adelheid und Kaiser Otto. Um 1250/1260. Nördliche Chorwand des Doms zu Meißen.

Mittelalters gewinnt das Einzelne ein wegweisendes Profil, das schließlich im selbstbewussten Individuum Gestalt gewinnt.¹⁰ Mit den Untersuchungen wurden Begriffe differenziert, und Individuum, Person, Subjekt, Ich und Selbst bezeichnen heute je Eigenheiten im gemeinsamen Feld des Individuellen. In Sonderheit hat die philosophische Begriffsgeschichte das Ich als Ausprägung des Bewusstseins und Zentrum des Handelns zu spezifizieren und für aufklärerisches Denken zu reservieren gesucht. Das wird disziplinär weithin respektiert¹¹, gleichwohl bleibt die Denomination des Ich mit weniger strikten Bedeutungen historisch und gegenwärtig in Gebrauch.

Ganz auffällig häufen sich in der Renaissance Darstellungen, die das Individuum zum göttlichen Ich stilisieren. Davon soll die Rede sein, zunächst von philosophischen und humanistischen Überlegungen, sodann von Spiegelungen in der Kunst

1. Teil: Humanistische Anthropophilosophie

Die Geschichte der Individualisierung unterläuft die Vorstellung, das Individuum sei in der Renaissance geboren worden, sie mindert aber nicht die Tatsache, dass mit dieser Zeit der Mensch mehr und mehr aus der Gemeinschaft der Mitgeschöpfe hervortritt, sich als Herrn der Welt versteht und wähnt, als Gottmensch die Rolle Gottes auf Erden spielen zu sollen. Drei Beispiele mögen diesen Gedanken verdeutlichen.

1. Auf menschliche Weise Gott

Nikolaus von Kues (1401-1464) gilt als der erste wichtige Zeuge für eine neue Theorie der Individualisierung in der Renaissance. Im Prolog seiner Schrift *De coniecturis – Mutmaßungen* von 1441/42 heißt es: „Nun existiert aber ein erschaffendes Erkenntnisvermögen, weil es begrenzt verwirklicht ist, im einen auf diese, im andern auf andere Weise. Es bleibt so ein Unterschied zwischen allen Erkennenden. Daher wird nur das ganz gewiss sein, dass die verschiedenen Mutmaßungen der verschiedenen Menschen zwar Schritte auf dasselbe unerfassbare Wahre hin sein werden, dass sie aber trotzdem untereinander disproportionabel sind, und zwar so, dass jemand den Sinn des von einem andern geäußerten Gedachten nie fehlerlos begreifen kann, wenn auch der eine näher herankommen mag als der andere.“¹²

Konjektur? Mutmaßung? Das lateinische Verbum *conicere* bezeichnet im eigentlichen Sinne das Zusammenwerfen von Gegenständen gleicher oder ungleicher Art, eine Häufung ohne Rücksicht auf die Eigenarten des Gehäuften: Äpfel und Birnen, Flaschen und Dosen. In übertragener Bedeutung meint *conicere* mutmaßen, vermuten. In der Rhetorik ist die Konjektur eine Form von Argumentation. Wissen, das als hinlänglich gewiss anerkannt ist, wird vermutend mit Ungewissem, das gestärkt werden soll, verbunden: „*Per ea, quae certa sunt, dubiis fidem adferens.* – Durch das, was als gewiss gilt, wird dem Zweifelhaften Glaubwürdigkeit zugetragen.“¹³ Diese Verbindung ist ein Zusammenwerfen, das die Unterschiedlichkeit von Wissen und

Vermutetem mit der Überlegung überdeckt, die Geltung des Vermuteten zu erreichen.¹⁴ Der Vater ist ein Tagedieb, da wird der Sohn nicht anders sein: Wie der Vater, so der Sohn.

Die Ungenauigkeit in der Verbindung von Wissen heterogener Herkünfte und das Zusammenwerfen von Wissen und Vermutung zum Zweck der Wandlung des Vermutens in Wissen mit Geltung wird in der Theorie der Konjektur aufgegriffen. Konjektur bleibt aber problematisch, weil Wahrheit nicht verfügbar ist. Der Mangel wird durch Artifizialität kompensiert und bringt in der Tradition der Rhetorik die argumentative Wirkung des Redners ins Spiel, die das assensuale, das zustimmende Urteil der Zuhörer befördern kann. Der Prozess des Urteils charakterisiert danach das konjekturale Vorgehen. Es handelt sich angesichts unverfügbarer Wahrheit um eine Schadensbegrenzung durch artifiziell arrangierte Festigung des Netzes, in dem Geltungen für einen umrissenen Raum und eine begrenzte Zeit ruhen können.¹⁵

Ältere Forschungen legen nahe, Nikolaus von Kues habe den deutschsprachigen Begriff der Mutmaßungen in die lateinische Vokabel der *coniecturae* übertragen¹⁶: Messungen mit dem Mute. Mut hat mit Bezug zum mittelhochdeutschen *muot* die breite Bedeutung des lateinischen *animus*, umfasst also, wie noch das Grimmsche Wörterbuch festhält, „das innere eines menschen nach allen seinen verschiedenen seiten hin, aber stets auf dem deutlichen grunde des bewegten gefülslebens im gegensatz zum bloszen walten des verstandes oder der erinnerung.“¹⁷ Das weite Bedeutungsfeld wird im Neuhochdeutschen reduziert und bleibt rudimentär in wenigen Wendungen erhalten: zumute sein, Unmut, vermuten. Messen, die zweite Komponente, erschließt sich über das entsprechende Substantiv. Die Herkunft vom mittelhochdeutschen *mäze* verweist auf ein ausgewogenes Handeln.¹⁸ Mutmaßen ist also ein Messen mit allen geistigen Kräften und meint ein gemessenes Urteilen.

Nikolaus von Kues steht also in der Tradition der antiken Rhetorik, deren Gegenstand der Umgang mit Wissen ist, das nicht als wahr ausgewiesen ist, sondern als wahrscheinlich gilt. Das rhetorische Potential des Individuellen wird in seinem Denken virulent und gegen die herrschende Lehre seiner Zeit gestärkt.

Die Welt, alles was ist und denkbar ist, ist von Gott in der Absicht und mit dem Ziel geschaffen, *damit* der Mensch es erkenne; das göttlich Geschaffene ist also in striktem Sinne *final* auf die Erkenntnis des Menschen gerichtet. Die Möglichkeiten der menschlichen Erkenntnis sind das Maß des Geschaffenen, und die Reflexion der menschlichen Geisteskräfte fördert die Grundstruktur der Schöpfung zu Tage. Erkenntnis ist ein Nachschaffen der Welt. Der Erkennende steht folglich in Parallelen¹⁹ zum schaffenden Gott, und insofern ist er ein menschlicher Gott. Alles, was ist, ist in der *mens*, dem Geist des Menschen, eingefaltet, und im Erkennen faltet der Geist alles, was ist, aus sich aus.²⁰ Die Kraft der Einheit der menschlichen Natur „umfasst nämlich alles und schließt es so in die Grenzen ihres Bereiches ein, dass nichts von

allem ihrer Möglichkeit entflieht. So mutmaßt sie, dass sie alles entweder mit den Sinnen oder mit der *ratio* (Verstand) oder mit dem *intellectus* (Vernunft)²¹ erreichen kann, und indem sie diese Fähigkeiten in ihrer Einheit eingefaltet erblickt, setzt sie voraus, dass sie auf menschliche Weise zu allem gelangen kann. Der Mensch ist nämlich Gott, allerdings nicht schlechthin, da er ja Mensch ist; er ist ein menschlicher Gott. [...] Innerhalb der Möglichkeit der menschlichen Natur existiert alles auf seine Weise.²² Wie Gott im Schaffen alles aus seiner Einheit entlässt und die vielfältige Welt schafft, so erschafft der Mensch aus der Einheit seines Geistes, in der alles eingefaltet ist, erkennend alles Vielfältige und holt es in sich zurück. In eben diesem Sinne, als menschlicher Schöpfer, ist er Gott und Welt, nicht absolut, sondern nach der Weise seiner menschlichen Natur. Da nun der einzelne erkennende Mensch je auf seine Weise erkennt, so ist jeder einzelne Mensch je auf seine besondere Weise ein *deus humanus*, ein menschlicher Gott. Diese Theorie des Nikolaus von Kues weist dem menschlichen Individuum, der menschlichen Person, eine herausragende Bedeutung zu, die ihn in die Nähe Gottes rückt.

2. Ein sterblicher Gott

Ähnlich wie Nikolaus von Kues, doch unabhängig von ihm, greift der Florentiner Humanist Giannozzo Manetti (1396-1459)²³ Vorstellungen von der Einmaligkeit des Menschen auf, wie sie die Gelehrten und Literaten seiner Zeit bewegen. Seine Schrift *De dignitate et excellentia hominis – Von der Würde und Erhabenheit des Menschen*²⁴ von 1452 ist nicht die erste einer ganzen Reihe sogenannter Würde-Schriften, doch eine der wichtigsten²⁵, deren Thema, die Würde des Menschen, bis in unser Grundgesetz ausstrahlt: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ (Art. 1). Die Argumentation ist humanistisch literarisch bestimmt, das heißt, Manetti sammelt Aussagen und Ausweisungen in der Literatur der Antike, der Kirchenväter und auch von Zeitgenossen.

Der Mensch ist der Schöpfer der Kultur. Häuser, Gebäude, Städte in ihrer Pracht sind von seiner Hand geschaffen. Gemälde, Skulpturen, Kunst und Wissenschaften, Weisheit, die Sprachen, die Kunst des Sprechens und die Schriftzeichen, alle Technik sind Ergebnis seiner Erfindungskunst und seiner Tat. Reich ist der Mensch und mächtig, und alles, was geschaffen ist, kann er nach seinem Willen beherrschen und benutzen. „Unser ist das Firmament, unser sind die Himmelskörper, unser die Gestirne, unser die Sterne, unser die Planeten, und, was erstaunlich scheinen kann, unser sind die Engel.“²⁶ Die Fähigkeit zu denken, zu planen und zu schaffen gibt ihm „eine Gemeinsamkeit [...] mit den Engeln und mit Gott selbst“. Schon Cicero hatte gemeint, er sei „ein sterblicher Gott“²⁷.

Das dritte Buch endet mit der Beschreibung der Vollendung des Menschen in Christus: „Nichts anderes schien [...] diesem Wesen, das er so schön, so klug und so weise und so reich, so würdig und so mächtig, endlich so glücklich und so selig

geschaffen hatte, zur gänzlichen und in jeder Beziehung makellosen Vollendung zu fehlen, als dass er – durch die Vermischung mit dem Göttlichen selbst – in jener Person des Christus sich mit der göttlichen Person nicht nur verband, sondern sogar eins wurde mit dem göttlichen Wesen und auf diese Weise offenkundig zu einem einzigartigen Wesen gemacht worden ist. Denn wir wissen, dass Gott, um die wahrhaft bewundernswerte Würde des menschlichen Wesens und ebenso seine unfassliche Erhabenheit zu zeigen, dies weder den Engeln noch irgendeiner anderen Kreatur, sondern allein dem Menschen gegeben, zugestanden und gewährt hat.²⁸ Die Weisheit der Antike, so Manetti, findet im christlichen Glauben Erfüllung und Erhöhung. Humanistische Gelehrsamkeit tritt hier an die Stelle tiefgreifender philosophischer Reflexion. Doch eben dieser Zugriff entsprach der Gestimmtheit seiner Zeitgenossen und eröffnete eine wirksame literarische Diskussion der Frage nach dem Menschen, wirksamer jedenfalls, als die Cusanische Philosophie auf lange Zeit sein konnte.

3. Eins mit dem Geiste Gottes

Die ausgreifendste und zugleich wirksamste Theorie von der Größe des Menschen in der Renaissance formulierte Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494). Er galt zu seiner Zeit als Humanist und Philosoph zugleich. Pico beherrschte die alten Sprachen und Literaturen, in Florenz hatte er den aufblühenden Platonismus und die hermetische Tradition kennen gelernt, und in Paris die Aristoteliker studiert. Im Jahre 1485 konzipierte er den Plan, Vertreter der drei großen Religionen, der Philosophien und der magischen Wissenschaften in einer öffentlichen Disputation zusammenzuführen, um sie miteinander zu versöhnen. Das Vorhaben wurde von der römischen Kurie hintertrieben, seine Vorarbeiten aber blieben erhalten. Besonders die konzipierte Eröffnungsrede fand bald nach seinem frühen Tod über Italien hinaus Verbreitung, Anerkennung und Ruhm. Diese Rede, unter dem Titel *De hominis dignitate – Über die Würde des Menschen*²⁹ posthum gedruckt, wurde die berühmteste der Würde-Schriften der Zeit.³⁰ Pico kannte die wichtigen Philosophen und Humanisten seiner Zeit,³¹ und, für den hier verhandelten Zusammenhang von Bedeutung, er war mit den Arbeiten des Nikolaus von Kues vertraut.³² Er besaß Cusanische Schriften, besuchte die Bibliothek des Cusaners in Kues und verarbeitete in Vorbereitung der geplanten Disputation Hauptthesen aus der Cusanischen Schrift *De conjecturis*.³³ Das Thema des göttlichen Menschen, rundum diskutiert, war ihm also auch aus der Cusanuslektüre vertraut.

Als Gott die Welt erschaffen hatte, wünschte er jemanden, „der die Gesetzmäßigkeiten eines so großen Werkes genau erwöge, seine Schönheit liebte und seine Größe bewunderte. Daher dachte er [...] zuletzt an die Erschaffung des Menschen.“ Da alle Archetypen vergeben waren, entschied er, ihm Anteil an allem zu geben, was die einzelnen Geschöpfe auszeichnete. Er erschuf also ein Wesen unbestimmter Gestalt und sprach: „Wir haben dir keinen festen Wohnsitz gegeben, Adam, kein eigenes

Aussehen noch irgendeine besondere Gabe, damit du den Wohnsitz, das Aussehen und die Gaben, die du selbst dir ausersiehst, entsprechend deinem Wunsch habest und besitzest. Die Natur der übrigen Geschöpfe ist fest bestimmt und wird innerhalb von uns vorgeschriebener Gesetze begrenzt. Du sollst dir deine ohne jede Einschränkung und Enge, nach deinem Ermessen, dem ich dich anvertraut habe, selbst bestimmen.“³⁴ Pico nutzt hier den Mythos von der Ausstattung des Menschen, wie Platon ihn im Dialog Protagoras vorträgt³⁵, er setzt allerdings andere Akzente.

Als erstes gilt, dass der Mensch frei ist, sein Leben zu wählen und zu gestalten. Und weiterhin: „Ich habe dich in die Mitte der Welt gestellt, damit du dich von dort aus bequemer umsehen kannst, was es auf der Welt gibt. Wir haben dich weder himmlisch noch irdisch, weder sterblich noch unsterblich geschaffen, damit du wie dein eigener, in Ehre frei entscheidender, schöpferischer Bildhauer dich selbst zu der Gestalt ausformst, die du bevorzugst. Du kannst zum Niedrigeren, zum Tierischen degenerieren; du kannst aber auch zum Höheren, zum Göttlichen wiedergeboren werden, wenn dein abwägender und urteilender Geist es beschließt.“³⁶ Nach eigenem Willen, wie ein Künstler, soll der Mensch sich selbst formen und gestalten, das ist das zweite.

Viele Keime der Entwicklung sind in den Menschen gelegt. Wendet er sich den pflanzlichen zu, wird er eine Pflanze werden, folgt er den sinnlichen Möglichkeiten, wird er ein Tier sein. Entscheidet er sich für die Möglichkeiten der *ratio* (des Verstandes), wird er ein himmlisches Wesen werden, konzentriert er sich auf den *intellectus* (die Vernunft), wird er Gottes Sohn sein. „Wenn er sich nun, mit keinem Los der Geschöpfe zufrieden, ins Zentrum seiner Einheit zurückzieht, wird er eins sein mit dem Geiste Gottes.“³⁷ Nikolaus von Kues hatte den Gedanken erkenntnistheoretisch formuliert, Pico wendet ihn ins tätig Schaffende.

Der Fortgang der Schrift dokumentiert die ungemeine Gelehrsamkeit Picos. Er bemüht die biblischen Schriften und die Kommentare jüdischer Theologen, die antike Literatur und die hermetischen Texte. Er referiert ausgiebig die philosophischen Traditionen, Platon und Aristoteles, den Neuplatonismus, die Lehren von Duns Scotus und Thomas von Aquin, die Araber. Er bemüht sich, nichts auszulassen, dessen er habhaft werden kann, und die Größe des Menschen leuchtet aus allen Quellen. Doch genau das, die Offenheit nach allen Seiten, passte nicht ins Bild der Dogmatiker. Sie verhinderten die öffentliche Disputation seiner Gedanken, ihre Wirkung aber konnten sie nicht aufhalten.

2. Teil: Die künstlerische Stillisierung des Individuum³⁸

Die Vergöttlichung des Menschen spiegelt sich in der Geschichte der Bildnisse. Ihr durchgängiges Kennzeichen ist eine gerichtete Charakterisierung, nicht die physiognomische Ähnlichkeit. Körperhaltung und Gesten, Kleidung und Größenverhältnisse, besondere Attribute können den Dargestellten als Typus ausweisen, als Helden, als

Kaiser, Papst, Mönch oder Gelehrten, oder eben als diese einmalige Person. Anlässe und Zwecke von Bildnissen sind vielfältig, Dotation und Stiftung etwa, Repräsentation, Propaganda und Symbolisierung, Rechtsakte, Verehrung und Erinnerung. Die Spiegelung fortschreitender Individuierung in Bildnissen ist verwickelt und verläuft keineswegs gradlinig. Autonome Bildnisse, das heißt isolierte Darstellungen von Menschen, gibt es schon seit ägyptischer Zeit, sie verschwinden mit der Spätantike und sind erst ab dem 13. Jahrhundert wieder anzutreffen. Für die Zeit der Renaissance ist es charakteristisch, dass das individuelle Bildnis von Funktionszusammenhängen befreit wird und zunehmend ganz bestimmte Personen in ihrer Standeszugehörigkeit, mit ihren Wesenszügen, in ihrer Gestimmtheit zeigt. Eine kennzeichnende Auffälligkeit ist die Selbstbezüglichkeit des Individuums im Selbstbildnis. Der Künstler zeigt sich in einer bestimmten Rolle, als Bürger oder frommen Gläubigen, oder auch als Heiligen, der er gern wäre. Selbstbildnisse sind immer auch Entwürfe des eigenen Selbst.

4. Apotheose des Menschen

Der David Michelangelo Buonarroti (1475-1564) von 1501/1504 verbildlicht die Apotheose des Menschen, wie Pico della Mirandola sie vorstellt. Der biblische Hirtenjunge gerät mit einer Höhe von 4,10m zur Kolossalstatue. Donatello³⁹ hatte David sechzig Jahre zuvor in einer Statue von bescheidenen 1,57m Höhe als feingliedrigen Jungen dargestellt. In Michelangelos Werk wird er zum Giganten und Gott, zu Herkules und Apollon in einem. Kraft, Entschlossenheit, Wildheit und körperliche Nacktheit sind seine Züge. David ist ein Gottmensch.

Der Hirtenjunge David besiegt durch Klugheit und Geschicklichkeit den Riesen Goliath. Die Stadtrepublik Florenz, immer wieder von starken Nachbarn bedroht, versteht die Gestalt Davids als Symbol geistiger Überlegenheit im politischen Machtkampf. Die Suche nach einer aussagekräftigen symbolischen Gestalt scheint mit der Statue Michelangelos abgeschlossen zu sein. Vorausgegangen waren Fixierungen auf Herkules selbst und die alttestamentarische Judith⁴⁰, die den Feldherrn Holofernes, der ihre Stadt bedrohte, listig in ihr Zelt ge-



Abb. 2: Michelangelo Buonarroti: David. 1501/1504. Galleria dell'Accademia, Florenz.

lockt, ihn betäubt und ihm den Kopf abgeschlagen hatte. Der David Michelangelos versammelt beide in sich, Herkules und Judith, ohne ihre störenden Schwächen, die heidnische Provenienz und die Hinterhältigkeit.

5. Imitatio Christi

Albrecht Dürer (1471-1528) erregte und erregt mit dem *Selbstbildnis im Pelzrock* von 1500 besondere Aufmerksamkeit.

„So malte ich, Albrecht Dürer aus Nürnberg, mich mit besonderen Farben im Alter von 28 Jahren“⁴¹, so lautet die in Gold gesetzte Inschrift. Das Bild wurde im Hause des Malers aufbewahrt und nach seinem Tode der Stadt Nürnberg übergeben;⁴² es diente damit der selbstarrierten Memoria. Die Lebensgröße des Gemäldes verstärkt diesen Gedanken.⁴³

Dürer stellt sich en face dar, eine Sicht, die bis dahin der Darstellung Christi vorbehalten war, wie sie als *vera icon*, als wahres Bild Christi im Sudarium, dem Schweißtuch der Veronika, zu sehen war. Eine entsprechende Reliquie wurde seit Beginn des 13. Jahrhunderts in St. Peter zu Rom verehrt.⁴⁴ Die Tra-

dierung und literarische Ausgestaltung dieses Bildmusters beruht vor allem auf dem sogenannten Lentulus-Brief, einer Fälschung aus dem 14. Jahrhundert, deren Wirkung in der Literatur verschiedentlich fassbar wird.⁴⁵ Lentulus gibt vor, der Vorgänger des Pontius Pilatus gewesen zu sein und Jesus mit eigenen Augen gesehen zu haben; seinem Namen fiel folglich hohe Autorität und seinen Nachrichten besondere Glaubwürdigkeit zu. Jesus war, so heißt es im Text, „von schlanker, mittelgroßer und schöngewachsener Gestalt. Sein ehrwürdiges Antlitz vermochte Furcht und Liebe zu erregen. Die nussbraunen Haare, in der Mitte gescheitelt, waren bis zu den Ohren glatt und fielen dann lockig und glänzend über die Schultern. Die Stirn war glatt und heiter, das Gesicht ohne Runzeln und Flecken, sanft gerötet, Mund und Nase untadelig, der Bart dicht und von derselben Farbe wie die Haare, nicht lang, aber gespalten, sein Anblick schlicht und gesetzt, seine Augen von unbestimmter Farbe und klar.“⁴⁶

Vermutlich kannte Dürer den Brief des Lentulus, denn sein Selbstbildnis folgt der Beschreibung in Einzelheiten. In der Literatur findet sich wiederholt der Hinweis, Dürer

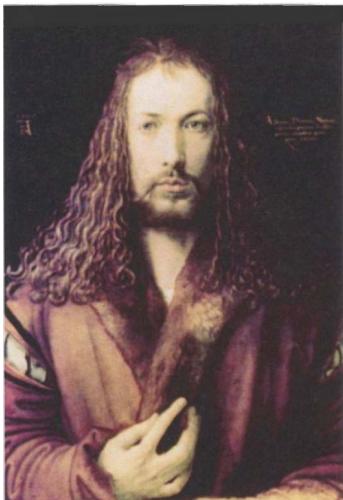


Abb. 3: Albrecht Dürer: Selbstbildnis im Pelzrock. 1500. Alte Pinakothek, München.

habe sich in der Nachfolge Christi darstellen wollen.⁴⁷ Thomas von Kempen (1380–1471) spricht in seiner Schrift *De imitatione Christi – Von der Nachfolge Christi*, die im 15. Jahrhundert nach der Bibel das am meisten verbreitete Buch war, von Imitation, von Nachahmung und Formung nach seinem Bilde,⁴⁸ das ist deutlicher als der in Übersetzungen üblich gewordene Begriff der Nachfolge.

Der Mensch solle sein eigener Bildner sein, hatte Pico della Mirandola gemeint, zum Tier könne er verkommen oder zum Göttlichen sich erheben.⁴⁹ Dürer identifiziert sich mit seinem Vorbild, er gibt sich die Gestalt Christi als Entwurf seines eigenen Selbst, er will Christus sein. Die Apotheose des Individuums, wie Philosophen und Humanisten der Renaissance sie entworfen hatten, gewinnt mit diesem Selbstbildnis eine letzte Höhe: In der Auseinandersetzung mit Gott und Welt will das Individuum Gott auf Erden sein.

Am Ende bleibt die Frage nach den Folgen dieser Entwürfe. Die in der Renaissance gestärkte Vorstellung von der Göttlichkeit des Ich erfährt in den folgenden zwei Jahrhunder-ten vielfältige Modifikationen und vehemente Gegenreden. Mit der Aufklärung tritt an die Stelle der Vergleichung mit Gott die Behauptung der von allem losgelösten Autonomie des menschlichen Individuums. Gott wird Gegenstand säkularhistorischer Erzählungen, und das Ich nimmt die geräumte Position Gottes ein, es wird sakralisiert. Die Wirkungen dieser Denkweise dauern bis in die Gegenwart. Mehr und mehr werden jedoch Zweifel laut: Kann der Mensch diesen Selbstzuschreibungen genügen? Ist seine Autonomie nicht ein schöner Traum geblieben? Und vor allem: Wie steht es mit der Einheit seiner Person, seines Ich? Sind ihm mehr als Rollenspiele in wechselnden Masken möglich?

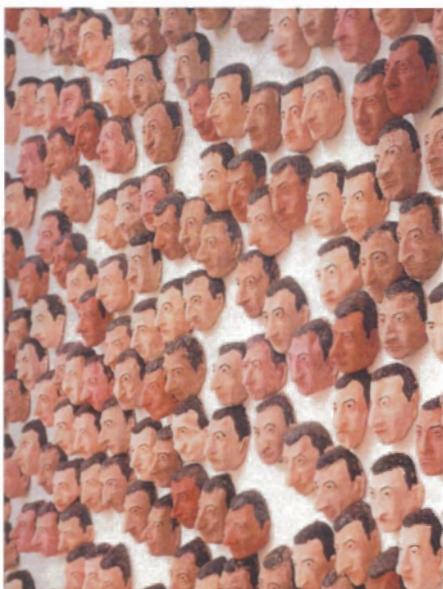


Abb. 4. Maurizio Cattelan: Spermini. 1997. Ausstellung in der Galleria Massimo Minini, Brescia.⁵⁰

Wie wird er fertig mit seinen Zerrissenheiten, dem Auseinanderklaffen von Funktion und Emotion? Erlebt er sich nicht mehr und mehr als ein Sammelsurium von Fragmenten? Der Drang, als *deus humanus*, als Gott auf Erden, den Gang der Welt bestimmen zu wollen, zeigt sich noch allenthalben und ist doch auch gebremst. – Will der Mensch mit lächelnder Gelassenheit überleben, muss er sich begnügen. Vielleicht gelingt es ihm so, mit sich in eins zu kommen, die eigene Zerrissenheiten als freundliche Vielfalt zu erleben und damit glücklich zu werden – als Mensch, als nichts mehr oder anderes denn als sterblicher Mensch, eingebunden in die Beschränktheiten von Zeit und Raum, Tieren und Engeln eher verwandt als den Göttern.

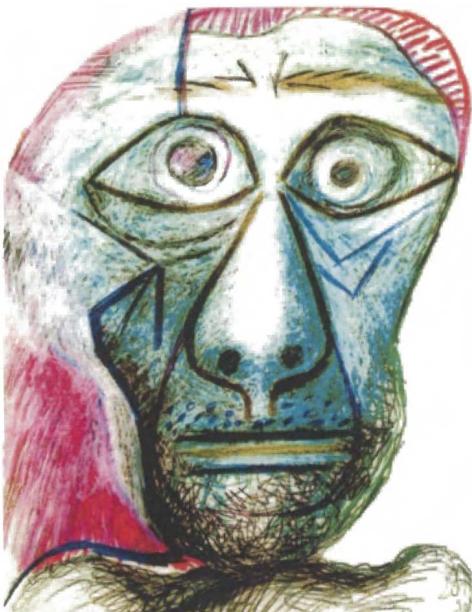


Abb. 5: Pablo Picasso: Selbstbildnis vom 30. Juni 1972. Fuji Television Co Gallery, Tokyo.

Endnoten

- ¹ „Wer leugnet, dass die Seele, die in Künsten, Wissenschaften und Gestaltungen des Lebens Gott nachahmt, selbst göttlich ist, redet Unsinn.“ Ficinus, M.: *Theologia Platonica de immortalitate animorum XVIII libris comprehensa*. Parisiis 1559. Nachdruck: Hildesheim 1975, XIII, 3.
- ² Vgl. Trier, Jost: Zur Vorgeschichte des Renaissance-Begriffs. In: Archiv für Kulturgeschichte 33. 1951, 45ff.
- ³ In der durch die Vulgata begründeten Tradition wird als sechste die Gabe der *pietas*/Frömmigkeit eingefügt.
- ⁴ Alkuin: MG Epist. IV, Nr. 170, 279.
- ⁵ MG Poet. lat. I, 385, V. 25ff.
- ⁶ Walther von der Vogelweide: L 53. 25, Str. 2.
- ⁷ MF XIX, Str. 3, 330.
- ⁸ Burckhardt, J.: Die Kultur der Renaissance in Italien. 1860. Hg. von H. Günther. 2 Bde. Frankfurt/Linz 1997, hier Bd. 1, 137.
- ⁹ Vgl. Meyer-Drewe, K.: Individuum. In: Benner, D./Oelkers, J. (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Pädagogik. Weinheim/Basel 2004, 456–481; Kobusch, Th./Oeling-Hanhoff, L./Borsche, T.: Individuum/Individualität. In: HistWbPhilos. Bd. 4. 1976, 300–323; Ruhloff, J.: Renaissance, Humanismus, Bildungstheorie der Gegenwart. In: Ders. (Hrsg.): Renaissance-Humanismus. Zugänge zur Bildungstheorie der frühen Neuzeit. Essen 1989, 9–41.
- ¹⁰ Vgl. Ohlig, K.-H.: Christentum-Kirche-Individuum. In: van Dülmen, R. (Hrsg.): Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien 2001,

- 11–40; Mensching, G.: Das Allgemeine und das Besondere. Der Ursprung des modernen Denkens im Mittelalter. Stuttgart 1992, hier 105–138.
- 11 Vgl. Herring, H./Schönfeld, U.: Ich. In: HistWbPhilos. Bd. 4. 1976, 1–18.
- 12 Nikolaus von Kues: De coniecturis. Mutmaßungen. Übers. und hrsg. von J. Koch und W. Happ. Hamburg 2002. I. prol. n. 3. Hier und folgend vom Verf. modifizierte Übers. Vgl. Koch, J.: Die Ars conjecturalis des Nikolaus von Kues. Köln und Opladen 1956; Flasch, K.: Nikolaus von Kues. Geschichte einer Entwicklung. Frankfurt am Main 1998, 143–165; Mojsisch, B.: Nikolaus von Kues. De coniecturis. In: Flasch, K. (Hrsg.): Interpretationen. Hauptwerke der Philosophie. Mittelalter. Stuttgart 1998, 470–489; Reisinger, K./Scholz, O.-R.: Vermutung. In: HistWbPhilos. Bd. 11. 2001, 732–740.
- 13 Marcus Fabius Quintilianus: Institutionis oratoriae libri XII. Ausbildung des Redners zwölf Bücher. Hrsg. und übers. Helmut Rahn. 2 Bde. Darmstadt 1988, XII. 5. 10. 8.
- 14 Beispiele für konjunkturales Sprechen sind die Metapher und das Exempel; vgl. Herchert, G.: Dā sol der sündige man ein saelic bilde nemen an. Das Exempel als Argument bei Hartmann von Aue. In: Dörpinghaus, A./Helmer, K. (Hrsg.): Zur Theorie der Argumentation. Würzburg, 1999, 153–169; Verf.: Konjunkturalphilosophie. Eine Erinnerung. In: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik 81. 2005, 392–404, hier 392f.
- 15 Vgl. zur Rhetorik: Dörpinghaus, A.: Logik der Rhetorik. Grundriss einer Theorie der argumentativen Verständigung in der Pädagogik. Würzburg 2002; Herchert, G.: Recht und Geltung. Zur bildungsgeschichtlichen Deutung des Begriffs der Geltung im Mittelalter. Würzburg 2003; Gutjahr, E.: Studien zu didaktischen Leitvorstellungen in den Traditionen von Skepsis und Rhetorik. Würzburg 2004; Verf.: Ars rhetorica. Beiträge zur Kunst der Argumentation. Hrsg. von G. Herchert/S. Löwenstein/E. Gutjahr/A. Dörpinghaus. Würzburg 2006.
- 16 Vgl. König, G.: Konjunktursätze. In: HistWbPhilos. Bd 4, 1976, 960.
- 17 Art. Mut. DWB 12, 2781–2794, hier. 2782.
- 18 Vgl. Art. MaaZ. DWB 12, 2781–2794.
- 19 Vgl. Flasch 1998, 148.
- 20 Vgl. Verf.: Konjunkturalphilosophie. AaO.
- 21 In der historisierenden Übersetzung von J. Koch und W. Happ (AaO) wird der Begriff der *ratio* mit Vernunft, der des *intellectus* mit Verstand übersetzt. Das entspricht zwar dem deutschen Sprachgebrauch von Meister Eckart über Luther hinaus, verwirrt aber, da das, was spätestens seit Kant Verstand heißt, Vernunft genannt wird und umgekehrt. So ist es sinnvoll, die lateinischen Begriffe beizubehalten.
- 22 De coniecturis. II. 14. 143f.
- 23 Manetti gehörte wie Nikolaus von Kues zum Umkreis des Renaissancepapstes Nikolaus II.; vgl. Flasch 1998, 237f.
- 24 Manetti, Giannozzo: De dignitate et excellentia hominis. Basel 1523. Nachdruck: Frankfurt/Main 1975; Ders.: Über die Würde und Erhabenheit des Menschen. De dignitate et excellentia hominis. Übers. H. Leppin. Hg. und eingel. von A. Buck. Hamburg 1990.
- 25 Vgl. Buck: Einleitung zu Manetti, XVIIff.
- 26 Manetti: Ober die Würde. III.27.
- 27 Manetti: Ober die Würde. III.47.
- 28 Manetti: Ober die Würde. III. 59.
- 29 Giovanni Pico della Mirandola: De hominis dignitate – Über die Würde des Menschen. 1485. Lat.-dt. Übers. von N. Baumgarten. Hg. und eingel. von A. Buck. Hamburg 1990.
- 30 Vgl. Buck, A.: Einleitung zu Manetti. AaO, S. XVIIff. Zur bildungstheoretischen Auslegung vgl.: Riemann, J.: Das Chamäleon. Zu Pico della Mirandolas *Oratio de dignitate hominis*. In: Ruhloff: Renaissance-Humanismus. AaO, 162–215.
- 31 Vgl. Buck, A.: Einleitung zu Pico. AaO, XIIff.
- 32 Vgl. Flasch 1998, 244 und 375.
- 33 Vgl. Flasch, K.: Nikolaus von Kues und Pico della Mirandola. In: Mitteilungen und Forschungsbeiträge der Cusanus-Gesellschaft 14. 1980, 113–120; Ders.: Nicolaus Cusanus. München 2001, 149–152.
- 34 Pico della Mirandola: Über die Würde. AaO, 5 und 7. Hier und im folgenden vom Verf. modifizierte Übersetzung.
- 35 Vgl. Platon: Protagoras 320c–322d.
- 36 Pico della Mirandola: Über die Würde. AaO, 7.
- 37 Pico della Mirandola: Über die Würde. AaO, 7.
- 38 Vgl. Roeck, B.: Das historische Auge. Kunstwerke als Zeugen ihrer Zeit. Von der Renaissance zur Revolution. Göttingen 2004, 102–123.
- 39 Donato di Niccolò di Bettino Bardi (um 1386–1466).
- 40 Vgl. Bartz, G./König, E.: Michelangelo Buonarroti 1475–1564. Köln 1998, 30f.

- ⁴¹ „Albertus Durerus Noricus / ipsum me propriis sic effin/gebam coloribus aetatis / Anno XXVIII“
- ⁴² Vgl. Preimesberger, R.: Albrecht Dürer: Selbstbildnis 1500. In: Pfisterer, U./Rosen, V. von (Hrsg.): Der Künstler als Kunstwerk. Selbstporträts vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart 2005, 42f.
- ⁴³ Die Größe beträgt 67x49cm.
- ⁴⁴ Vgl. Legner, A.: Christus, Christusbild. In: Kirschbaum, E. (Hrsg.): Lexikon der christlichen Ikonographie. 1968. Sonderausgabe: Rom/Freiburg/Basel/Wien 1994. Bd. 1, 418.
- ⁴⁵ Name und Brief sind vor Beginn des 14. Jahrhunderts nicht belegt; vgl. Ruh, K.: Der sog. Lentulus-Brief über Christi Gestalt. In: Stammer, W. (begr.)/Langosch, K. (fortgef.)/Ruh, K. (Hrsg.): Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Berlin/New York. 1987. Bd. 6, 705-709.
- ⁴⁶ Nach: Ruh: Lentulus. AaO, 708. Die Beschreibung ist eine Ausgestaltung des Psalmverses 45,3: „Schön bist du, überaus schön unter den Menschen, über deine Lippen strömt Anmut; denn Gott hat dich für immer gesegnet.“
- ⁴⁷ Vgl. Wagner, C.: Porträt und Selbstbildnis. In: van Dülmen: Entdeckung des Ich. AaO, 79-106, hier 98.
- ⁴⁸ *Qui autem vult plene et sapide Christi verba intellegere: oportet ut totam vitam suam illi studeat conformare. De imitatione Christi. I.1.* Vgl. Thomas von Kempen: De imitatione Christi/Nachfolge Christi (1441). Lat./dt. Hrsg. von F. Eichler. München 1966. 32.
- ⁴⁹ Vgl. Pico: Über die Würde. AaO, 7.
- ⁵⁰ Nach: von Rosen, Valeska: Maurizio Cattelan. In: Pfister/von Rosen (Hrsg.): Der Künstler als Kunstwerk. AaO, 188f.

Kieler Berichte

1. Meta Wesser (1995): Erinnerungen an meine ersten Jahre als Junglehrerin (1937-1939).
2. Albert Reble (1997): Pädagogische Historiographie vor 50 Jahren in der Sowjetischen Besatzungszone.
3. Wilhelm Brinkmann (2000): Kindesmißhandlung und Kinderschutz: Problemverständnis, Entstehungszusammenhänge und Handlungsmöglichkeiten.
4. Adolf Manthal (2001): Der Erziehungsgedanke im Jugendstrafrecht. Historischer Rückblick - gegenwärtige Diskussion - Bilanz und Ausblick.
5. Anica Maria Plaßmann (2001): Über das Allgemeine der Allgemeinen Pädagogik. Eine Untersuchung zu den gegenwärtigen erziehungswissenschaftlichen Diskussionen.
6. Andreas Sandmann (2001): Theoretische und methodische Grundlagen und Arbeitsformen des systemischen Ansatzes in der Sozialpädagogischen Familienhilfe.
7. Svetlana Zelentchoukova (2001): Die sozialpädagogischen Erziehungsbedingungen des Auswachsen von Kindern im Pubertätsalter in Einelternfamilien.
8. Dieter Klemenz (2002): Pädagogische Theorie und Praxis in und um Kiel – historische Skizzen einer Beziehung.
9. Volker Bank (2003): Die Befreiung didaktischen Handelns als bildungsökonomischer Grundakt.
10. Peter Brozio (2004): Schulfähigkeit als Kompetenz. Was Eltern für Ihre Kinder fordern.
11. Thomas Retzmann (2004): Das doppelte Qualitätsproblem des Berufsausbildungsvertrages.
12. Yang Ming (2005): The Quality Assurance of Higher Education In the People's Republic of China.
13. Daniel Müller (2006): Das Bildungsverständnis der OECD. Eine Betrachtung der normativen Grundlagen der PISA-Studie.
14. Ulf Stücken (2011): Armut in Deutschland - Eine sozialstaatsorientierte Betrachtung der Sozialpädagogik.
15. Jutta Kahl-Popp (2011): Janusz Korczak: Das Verstehen von Heranwachsenden als Erkenntnisquelle für die Entwicklung pädagogischer Konzepte.
16. Lars Carstens (2011): „Regionalschule“ – Überlegungen zur organisatorischen und pädagogischen Entwicklung der Schulstrukturreform in Schleswig-Holstein am Beispiel der Wilhelminenschule in Preetz.
17. Gun-Brit Thoma (2011): Lembegleitung und Lernklima im Mathematikunterricht – Eine internationale vergleichende Analyse der TIMSS 1999 Public Release Lessons.
18. Andrej A. Verbitsky (2011): Theorie der kontextabhängigen Ausbildung. Übersetzt von Barbara Vogel.